

# Sonntagsblatt

der  
„**Chorner Presse**“.  
Verlag von C. Bombrowski in Chorn.

Nr. 9.

2. Quartal.

1887.

## Die Geprüften.

Erzählung von **H. Aldermann.**  
(5. Fortsetzung.)

[9]

(Nachdruck verboten.)

**D**ir ist ganz wohl,“ entgegnete Lissy, unter der Berührung der bleichen Frau lächelnd; „ich bin nur ein wenig matt, und wollen Sie wissen, aus wem? einem Grunde? Ich beschäftige mich zuviel mit unserem zu erwartenden geheimnißvollen Gaste.“

„Und warum das, mein liebes Fräulein? Fürchten Sie durch den Fremden Störung zu erleiden?“ fragte Frau Roth gleichmüthig, während sie dem jungen Mädchen jetzt sorglich die Rißen unter dem Kopf zurecht rückte und ihr eine seidene Steppdecke mehr über die Schulter zog.

Wieder lächelte Lissy, aber hielt jetzt die Hand der Sorglichen fest in der ihrigen. „Störung? — nein, die befürchte ich nicht, dazu haben wir zuviel der Räume und sind auf Besuche vorbereitet.“

Nein, mich ängstigt die geheimnißvolle Ankündigung unseres Gastes und ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, mir in dem geheimnißvollen Gast meinen Vater vorzustellen! Aber da vergesse ich ganz, Sie wissen ja nicht einmal, daß ich noch einen Vater habe? Ich möchte seiner bisher nicht vor Ihnen erwähnen.“

„Ich hörte heute zum ersten Male von der Frau Major eines Herrn er-

wähnen, so lange hielt ich Sie, gnädiges Fräulein, für eine Waise.“

„Was ich auch in einem Sinne bin, denn der, an den mich die Natur gewiesen hat, der ist nur dem Namen nach mein Vater, der sendet mir die kostbarsten Geschenke, aber seinem Herzen bin ich fremd, bin daraus ver-

stoßen worden,“ brach Lissy wehmüthig aus und drückte wie selbstvergessen die Hand der bleichen Frau auf ihre feuchten Augen.

„Ich weiß, daß ich Unrecht thue, so von meinem Vater zu sprechen, aber ich habe so sehr gelitten und zu lange schweigen müssen, auch schweigen wollen, um die Meinigen, die ohnehin schon so sehr um mich besorgt sind, nicht noch mehr zu betrüben. Nur vor Ihnen, seltsame Frau, die ich liebe, als ob Sie meine Mutter wären, will ich mein Herz ganz ausschütten.“

Mein Vater war nicht immer so rauh und kalt gegen mich. In meiner Kindheit hatte ich den zärtlichsten Vater der Welt und jedes Mal, wenn er fort mußte, war ihm der Abschied so schwer, daß mich die Tante regelmäßig mit sanfter Gewalt seinen Armen entwenden mußte. Und dann schrieb er Briefe, o diese Briefe, wie waren sie voll Zärtlichkeit, ich besitze sie noch, sie sind mein kostbares Gut. Auch waren ich und die Tante oder der Onkel, ich und Arthur oft in Tirol bei ihm. Die Zeit ging aber zu schnell dahin, denn eines Tages kam er auch zu uns, aber stieß mich, als meine Arme ihn umschlingen wollten, von sich zurück, gleich als ob ich ein giftiges Insekt wäre, und doch hatten wir uns vier lange Jahre nicht gesehen. — Seit der Zeit hatte ich keinen Vater mehr; begreifen Sie jetzt, daß ich selbst als Braut eines geliebten Mannes kein volles Glück zu finden vermag?“

„Ja, ich begreife das und zürne dem Manne, der



Adolf Willbrandt. (Mit Text auf Seite 72.)

Ihnen ein solches Weh bereitet hat. Doch gerechter Gott! was sehe ich! Dieser rothe Fleck an Ihrem Halse, Kennzeichen einer bösen That, woher rührt er?" rief Frau Roth plötzlich in furchtbarer Erregung aus, und blickte wie erstarrt auf Lissy's zarten Nacken hin, von dem sich ein kleines Spitzentuch verschoben hatte.

"Kind, um Gotteswillen, sprechen Sie, denn Ihr Schweigen tödtet mich!"

"Ich soll von der Narbe sprechen," entgegnete das junge Mädchen unbefangen; „o, daran knüpft sich nichts, als ein schwerer Fall, den ich in meiner frühesten Kindheit einmal von einer Treppe gemacht haben soll.“

"Also nur von einem Fall," murmelte die bleiche Frau fast unhörbar vor sich nieder, während Lissy fortfuhr:

"Ich bin sonst ganz frei von Eitelkeit, aber manchmal verdecke ich die Narbe doch, warum, das weiß ich selbst nicht, da doch Arthur die Narbe schon aus meiner Kindheit her kennt.

Aber was ist Ihnen, meine mütterliche Freundin, Sie zittern und Ihre Augen haben einen so starren Blick?" rief das junge Mädchen, welches erst jetzt die Erregung der bleichen Frau wahrte, erschrocken aus.

"Ich will doch die abscheuliche Narbe gleich wieder verdecken!"

"Nein, Lissy, ich bitte, legen Sie das Tuch noch nicht darüber! Diese Narbe hier rührte also von einem Falle her und von keinem Wurf? Man hat keinen scharfen, eckigen Gegenstand nach dem lieben, kleinen Körper geschleudert?! Aber bin ich denn von Sinnen! Wie kann ich an der Wahrheit Ihrer Worte zweifeln, da jene todt, lange todt und begraben ist! —

Armes Kind, muß meine Verwirrung Sie noch beängstigen, aber es ist gut, wenn ich jetzt gehe, damit Sie ruhen können; morgen komme ich wieder, ich muß doch wissen, wie es Ihnen geht," rief die bleiche Frau, und sich gewaltsam zur Fassung zwingend, legte sie endlich noch selbst das Spitzentuch über die rothfleckige Narbe am Rücken des Mädchens.

"Ich habe der Frau Tante schon gesagt, daß ich heute noch einige Besorgungen für meinen Sohn auszurichten hätte. Daher auf Wiedersehen, recht baldiges Wiedersehen, mein herziges Fräulein!"

Und Lissy mehrere Male auf die Stirn küßend und sie mit sanfter Gewalt zurückhaltend, aufzustehen, nickte sie noch an der Thür dem jungen Mädchen zu, dann aber eilte sie hinaus, um erhitzt und fast athemlos nach einer Viertelstunde ihre eigenen Räume zu betreten. Es war noch dieselbe Manfarge von früher, aber heute wohllich und traut. Man sah sogar einige Luxusgegenstände darin und blühende Topfgewächse durchdunsteten die ganzen Räume.

Sonst, wenn die bleiche Frau ihr Heim betreten hatte, war es ihr in letzter Zeit schon oft gewesen, als ob Ruhe und Frieden auch in ihr müdes Herz Einkehr halten könnten, heute war sie von Ruhe und Frieden so weit entfernt, wie der Schiffbrüchige auf Meeresmitte vom Ufer ist. Ein Chaos von Gedanken umschwirrte ihr Gehirn und machte ihr das Herz zum Zerspringen pochend. Und was war geschehen, das die leicht bewegten Wellen in ihrer Brust wieder in alter Wildheit rasten? Nichts mehr, als daß sie eine rothfleckige Narbe am Halse eines Wesens gesehen hatte, dem sie theuer war, und das sie liebte, lieben mußte, als ob Gott es ihr befehle, dieses Wesen zu lieben.

"Sa, wie die Vergangenheit wieder aus dem Grabe aufsteigt, wie der Sargdeckel fällt und er wieder mit drohendem Antlitze vor mir steht. — Komm nicht näher, bleicher

Schatten, Du bist ja verhöhnt! Du hast ja die Hand nicht zurückgestoßen, die Dir einst Alles nahm. Auch kenne ich das Mittel, das dies verzweifelte Herz zu einer windstillen Erstarrung zurückführt, bis es nicht mehr schlägt."

Und die bleiche Frau nahm aus einem verschlossenen Behälter ein Päckchen vergilbter Papiere hervor, legte die nummerirten Blätter der Reihe nach vor sich auf den Tisch hin und begann zu lesen:

Wir waren Waisen. Lonny zählte achtzehn Jahre und ich stand an der Grenze der Kindheit, als unsere theure Mutter starb und Tante Bertha uns in ihr Haus aufnahm. Die neue Heimath war aber nicht einfach, wie das Elternhaus, sondern voll Pracht und Glanz, und wir, die schlecht Erzogenen, sahen uns bald von allem Luxus umgeben. Man wußte nicht, ob Tante Bertha reich sei, aber alle Welt war gewöhnt, sich von ihr bewirthen zu lassen und fast täglich einen neuen Luxusgegenstand bei ihr zu bewundern. Und so wie sie nur an Glanz gewöhnt war, so liebte sie auch das Schöne und bald war Lonny, die strahlend schön war, die Puppe, welche sie schmückte. Ich sah die Schwester nur noch in Wolken von Balltoben und anderen festlichen Kleidern gehüllt und zwischen uns die Tante, die mir nicht gestattete, mich an Lonny anzuschmiegen, wie ich es im Elternhause gewöhnt gewesen. "Geh' fort, zerdrücke ihr nicht die schönen Blumen, Du zerknitterst ihr ja die Falten," und so ermahnt, mußte ich zurücktreten und Lonny lachte und warf mir Ruchhände zu, nicht ahnend, wie wehe sie mir durch ihre Gleichgültigkeit that. Dennoch liebte ich sie bis zur Vergötterung und konnte der Tante nicht zürnen, die bald eine vollendete Welt-dame aus ihr gemacht hatte. Endlich sprach man noch mit Bestimmtheit von der Verlobung meiner Schwester mit einem sehr reichen und vornehmen Mann, dessen Werbung die Tante sehr begünstigte. Aber während alle Welt dieses zu erwartende Ereigniß als Lonny's höchstes Glück zu betrachten schien, erschien mir die Schwester verändert. So oft sie sich allein glaubte, waren ihre Augen von Thränen geröthet und noch öfter sah ich sie der Tante gegenüber in heftigster Erregung.

Dann wieder konnte sie heiter bis zum Uebermuth sein und Wochen hindurch weder an Schlaf, noch Ruhe denken, nur aus einer Gesellschaft in die andere stürzen. Dieses aufreibende Leben sollte sich indeß nur zu bald an ihrer äußeren Erscheinung geltend machen. Ihre Wangen verloren die Farbe, die Augen den Glanz; und endlich bemerkte ich mit Schmerz, daß auch ihre Heiterkeit nur noch eine erkünstelte war; daß sie die Nähe der Tante zu meiden suchte und sichtlich erbehte, wenn der Name ihres künftigen Verlobten zufällig genannt wurde. Allein Tante Bertha war nicht die Frau, so leicht auf eine Nacht zu verzichten, von der für sie viel mehr abhing, als wir Alle damals ahnten, und so mehr, da der Graf, von Lonny's eigenartigem Wesen betroffen, dringender mit seiner Bewerbung hervortrat. So zog sie die Schwester fast gewaltsam immer wieder in das geräuschvolle Leben hinein, bis endlich auch der Tag der Verlobung festgesetzt wurde. Die Nacht vorher aber brachte man Lonny ohnmächtig aus einer Gesellschaft nach Hause, weckte mich, da sie nach mir verlangte und seit jener Stunde wußten wir bereits Alle, daß man sie bald in das Grab hineinlegen werde. Mit Engelslächeln hörte sie das Urtheil von mehreren Aerzten, daß sie einem Lungenerleiden erliegen müsse, daß es für sie auf Erden keine Rettung gebe. Klaglos ertrug sie auch all die Schmerzen, welche in einer solchen schweren Krankheit liegen und machte es ihrer Umgebung leicht,

sie zu pflegen. Nur mich und meine treue Amme Johanna, welche uns aus dem Elternhause zur Tante gefolgt war, wollte sie am liebsten in ihrer Nähe wissen. Dagegen verbarg sie ihr Gesicht tief in die Kissen, sobald die Tante an ihr Lager trat, was indeß nicht oft geschah und mit der Länge der Zeit immer seltener wurde, da Tante Bertha eine unüberwindliche Abneigung gegen Krankenzimmer hatte. Aber die Vorsehung war der Dulderin auch gnädig; noch ehe der Frühling die Erde mit neuen Reizen zu schmücken begonnen hatte, nahte ihr Leiden seinem Ende. Es war an einem Morgen, da verlangte sie von mir, daß ich ihr ein Kästchen von schwarzem Ebenholze reichen möchte, welches in ihrem Schreibpult verschlossen läge, und als ich ihr das Verlangte brachte, löste sie eine goldene Kette von ihrem Halse ab, an der ein kleiner Schlüssel hing, legte diese neben das Kästchen und sagte, indem sie auf beide Gegenstände hinwies: "Melanie, öffne dieses Kästchen, wenn Du erwachsen und ich nicht mehr bin, denn für Dich habe ich mein Lebensgeschick niedergeschrieben. Wehe Dir, arme Schwester, wenn mein Schiffsbruch Dich nicht vor den Sandbänken warnen sollte, an denen mein Lebensglück scheitern mußte. Schwöre mir, daß Du Dich durch nichts beirren lassen willst, wenn Dir die Liebe eines edlen Mannes zu Theil geworden ist, daß Dir sein Frieden heiliger sein wird, als Dein eigenes Leben!" Ich schwöre, rief ich zitternd und in tiefster Bewegung aus, aber nicht um des Schwures halber, dessen Sinn ich nicht verstanden, gleich wie ihre Worte, so eindringlich sie diese auch an mich gerichtet hatte, sondern weil sie die glanzlosen Augen auf mich gerichtet hielt.

Eine Stunde später hatte sie ihr junges Leben in meinen Armen ausgehaucht. Mein Schmerz war unbeschreiblich; es war, als ob der Tod das fünfzehnjährige Kind zur Jungfrau herangereift hätte, zumal wir die Augen geschlossen und meine treue Johanna die Tante mit der Trauerkunde bekannt gemacht, die Klagen der Letzteren auch schon das ganze Haus durchdrangen. Hatte sie sich um ihr Opfer, wie ich meine arme Schwester fortan nennen muß, als Kranke kaum noch bekümmert, so war es, als ob der Tod derselben ihr eigenes Leben nachziehen wolle, und krampfhaft klammerte sie sich in ihrer Angst an mich an. Selbst in der Nacht weckte sie mich aus wohlthätigem Schlafe und verlangte, daß ich mit ihr, da sie nicht schlafen könne, wachen solle. Und ich that's; denn damals wußte ich noch nicht, daß diese Frau weder die arme Lonny, noch mich liebte, noch überhaupt lieben konnte. Das Trauerjahr brachten wir auf Reisen zu, wo sich bei der Tante indeß ein körperliches Uebel einstellte, welches mich wiederum zur Krankenpflegerin bestimmte. Auch sie hielt mich in ihrer Nähe gefesselt, aber nicht mit flehenden Worten, nicht mit bittenden Blicken, wie die todte Schwester es gethan, sondern sie befahl mir zu bleiben und ich gehorchte ihr aus Pflichtgefühl und Dankbarkeit. Daß ich gelohenen wäre weit hinweg, wieviel des Glendes wäre mir erspart geblieben. — Ich hätte das kurze Liebesleben der armen Lonny nicht aus ihrem Munde erfahren, nicht das Gift gegen den Mörder meiner Schwester in mich aufgenommen und mir nicht das Gelübde abgelegt, mich dadurch einst an allen Männern zu rächen.

Die Worte der sterbenden Schwester hatte ich nicht verstanden, jedoch drei Jahre als Krankenpflegerin einer Frau, die verbittert gegen sich und gegen die ganze Welt geworden war, hatten mich Vorstudien für die Schule des Lebens machen lassen und mir einen Ernst eingeprägt, der sonst der Jugend nicht eigen zu sein pflegt. Endlich entthob mich der Tod

meiner schweren Pflicht; die Tante endete qualvoll und nach fürchterlichen Leiden. Ich aber glaubte in ein Paradies einzutreten, als mich mein Vormund, der Arzt in einer größeren Stadt war, gleich nach der Beerdigung der Tante in sein Haus aufnahm, eine Zufluchtsstätte, die mir erst eine wirkliche Heimath werden sollte. Denn das glänzende Scheinleben der Tante zerfiel mit ihrem Tode gänzlich. Es stellte sich heraus, daß sie, auf Conny's Verbindung mit dem reichen Manne spekulirend, seit vielen Jahren nur noch auf Kosten Anderer ihr glänzendes Hauswesen geführt, daß dann ihre Krankheit den Rest mit fortgenommen habe, so daß ich nach ihrem Tode nur mit Hilfe meines Vormundes meine eigenen Sachen vor den Händen der Gläubiger, die sich des ganzen Nachlasses bemächtigten, schützen konnte. Welche warme Empfindungen entströmten meiner Seele, als man mich in der Familie meines Beschützers wie ein Kind des Hauses empfing und mich nicht fühlen ließ, daß ich eigentlich hilflos und an ihren Schutz gewiesen sei. Zwei Töchter, beinahe mit mir im gleichen Alter stehend, wurden mir bald Freundinnen, und von deren fröhlichen Jugendfinn mit fortgerissen, wurde auch ich endlich heiterer und lernte die Freuden meines Alters kennen. Aber gemäthigt, da ich das Ziel verfolgte, mir durch Kraft und Selbsthilfe eine gesicherte Lebensstellung zu schaffen. Ein kleines Kapital, das uns Geschwistern von den Eltern geblieben war, reichte gerade hin, meinem Vormunde ein mäßiges Kostgeld aufzudrängen und alle anderen Ausgaben zu meiner Ausbildung als Erzieherin zu bestreiten. Von diesem Ziele ließ ich mich durch nichts abbringen und war so fleißig und strebsam, daß mir beim Examen das glänzendste Zeugniß ausgestellt ward. Indes sollte ich meine erworbenen Kenntnisse nicht verwerthen. Ein Bruder meines verstorbenen Vaters, der sich um uns verwaisste Kinder im Leben nie bekümmert hatte, war plötzlich und ohne Abfassung eines Testamentes gestorben; so war ich als seine nächste und auch einzige Verwandte die Erbin eines großen Vermögens geworden.

(Fortsetzung folgt.)

## De Pingstkinner.

Von Carl Schöning.

(Nadruk verboden.)

Hüt let sik de Dag gar schön an. Dat wir dor buten ein Singen, ein Summen, ein Quinkeliren un Duitzen, dat man ganz gewiß gläuwte, kein Bagel und Thier släup noch, un't wir doch ist Klock vier Morgens. Dorför wir't aewer of Pingstmorgen und dat wir, as wenn de Natur dat Beste beiden wull, wat sei tau beiden hadd.

De schöne Morgen hadd segor oll Langbeinen rutelockt; hei spazierte up de Wischen umher un hadd 'ne Mien upsett't, as wenn em all dat tauhüren ded, wat teigen Miel in de Kun'n tau hewwen wir. Sin leuwe Fru güng neben em und red'te sühr indringlich up em in. „Du schonst doch nich Sün'n un Fesstag,“ säd sei, „wenn Du wenigstens noch Pingsten aewerslagen müggst! Gläuwst Du denn, dat Du dor kein Sün'n mit deist? Un denn nu grad wedder bi Smidten, bi de armen Lüd! Mi dücht, dor künnst Du doch woll mal ein Johr aewerslagen! Du möstt wirklich ein Hart von Stein hewwen, oder sünt gorkein. Un denn ditmal gor twei Stüd! Ik würd —“ „Büst Du nu bald farrig, Lisett?“ sohrte Langbein up, denn de Sat würd em aewer, „oder fall ik ist wedder groff warden? Du

weist recht gaud, dat ik noch immer Smidten för de besten Lüd holl; hei is flietig un ward de söh woll grof kriegen, un sei is 'ne gaube Mudder. Oder wen fall ik de beiden Wörm, de dor nu all so lang in den Soot liggen, bringen? Billicht Kopmann Holtfretern oder Sattler Dankerten? Holtfreter is son'n Giezhals, dat hei sei verbugenoren laten würd, un oll Dankert hett mi den Dod sworn, wenn ik em nochmal besöcht! Mi deit dat ja sülvst leid, dat ik Smidten de beiden uphalsen möt, aewer ik weit mi nich anners tau helpen. Ik würd ja Bewer slütern noch ein dorvon bringen; de hett aewer of al siew und denn möten de beiden Wörm of tofamen bliwen, denn dat sünd ja Brauder un Schwester! — So, un nu red kein Word mehr, Smidt frigt sei un dormit bastah!“ — Dor wir nu nicks mehr bi tau maken, Fru Langbeinen müstt rein still swiegen, denn wenn de Dll „bastah!“ seggt hadd, denn wir dat sühr gefährlich, noch wieder tau reden. —

„Bimm bamm, bimm bamm,“ Klängen de Klocken von den Thorm, „bimm bamm, bimm bamm,“ un ut de Hüser lockten sei de Lüd, vaernehm un gering, un dor wir of in de lütte Stadt kein Fomilie, de nich wenigsten Ginen na de Kirch schicken deb. All hadden sei ein frames Gesicht upsett't un ein Gesangbauk hadden sei in de Hand. De olen Frugens hadden dat Bauk in beide Hän'n un up dat Bauk hadden sei er wittes Snuwdauk leggt; so hadden sei dat al bi Grotmuddern seihn un so hadden of sei dat er lewlang maft. In'n Winter hadden sei ein olen Mantel an, of al ut Grotmaunders Tiden, aewer hüt, wo de Sün'n hell un warm schiente, hadden sei blot ein buntes Uemslagedauk ümsteken. De Mannslüd hadden eren Gottsdischrock an, den sei of den „Sünddagnamiddagschen“ näumten, hadden of ein frames Gesicht upsett't un drögen up den Kopp ein hoges Angstühr, nämlich ein Cylinder. För gewöhnlich bewohrte Mudder up den Baehn ere Saatbohnen dorin up, wenn't aewer na de Kirch gahn jüll, würd hei leddig maft un ded denn immer noch sin Deinsten. Dat Angstühr wir of mit de Fomilie stark verwussen; Wadder hadd em von sinen Wadder, un ob de em sik nie löst hadd, as hei sik sin Fru antrugen let, dat wir noch lang nich gewiß! De Lüd, de wiren einfach; sei seihn nich up Staat, dorför seihn sei aewer up ein gaud Gewissen, un wenn sei na de Kirch güngen, denn wir dat Ernst, man sach dat an de Gesichter.

„Adjäs, Mudder,“ säd Daglöchner Smidt tau sine Fru, „ik hadd Di hüt giern mitnahmen na de Kirch, wenn't aewer nich is, na, denn ein anner Mal.“ — „Bed man för mi mit, Wadder,“ säd Fru Smidten, „mi is doch nich so, as mi müst; dat Eten ward ik farrig hollen, wenn Zi ut de Kirch kamt,“ dormit gav sei eren Mann un eren öllsten Jung ein Kuß un Wadder un Saehn güngen af.

Son'ne staatsche Tauhürerschaft as hüt hadd Herr Pastor Pohlmann körtens nich hadd. Gott sie Dank! sin Gemein güng girn na de Kirch un vaer leddig Bänken brukte hei nich tau predigen, of in de strengsten Winterdag nich; — as hei aewer hüt up de Kanzel sin Vater-unser bed't hadd un sinen Blick von ein Eck in de anner gahn let, denn namn sin Gesicht ein recht behaglichen Utdruck an, ja, id müggst seggen, ordnlich stolz kof hei von sine Kanzel heraf. Se wiren aewer of all dor! — De Herr Burgemeister mit sin Fru un twei Döchter, de beiden Herrn Senaters mit ere Fomilien un wat sünt tau de högeren Magistrats- un Gerichtspersonen güren ded, seten in de Magistratskühl hiraewer von de Kanzel. Doktor Swarz, Apteker Lüth, Sepsensider Schilling un de annern Hunnratschonen hadden

er eigen Stüahl, för de sei alle Johr einen Dahler und vier Schilling oll Geld betahlten, un de annern Lüd nehmen Platz, wo sei em sünnen. Un' Fründ Smidt hadd sik mit sinen Jung grad inner dat Dergelkur sett't, wo hei am lewsten sinen Platz hadd, wiel dat hei dor sik nich schubbsen tau laten brukte.

Herr Pastor Pohlmann maftte dat hüt wedder gortau schön. Hei wir ein Mann von söjtig Johr, hat vel erlevt, vel erföhren un härte nich tau de Preisters, de gläuwen, dat de Kanzel blot dortau dor is, dat sei er Gemein von dissen hogen Platz ut för ere Sün'n tau Red stellen un utschimpen saelen. Woll bed hei sine Tauhürers of, dat sei von dat Lege aslaten un sik tau Gott hollen füllen; aewer hei klagte nich immer, dat de Welt von Dag tau Dag slichter würd, hei bedachte girn, dat wi all Minschen sünd, mit all de Fehlers un Gebreken, de un' Geslecht siet Adams Tiden anhaben und de sik woll aewersliepen, aewer nie ganz affliepen laten. Un denn sach hei in, dat de Welt wirklich nich slichter worden wir; wenigstens künn hei dat von sin Gemein nich seggen, denn as hei vaer dortig un einige Johren sin Amt in de lütte Stadt aewernahmen hadd, denn hadd dat heil sliim dort utseihu un hei was stolz dorup, dat hei sik seggen künn, sine vele Mäh un Arbeit wir nich vergew's west; fort, hei wir sin Gemein dat west, wat ein Preister sin fall: ein Baerbild, na dat sik de Lüd richten, un wo sei sik in alle Lagen Trost un Rath halen. Dorüm was hei stolz up sin Schaffen, un de Gemein, de was stolz up eren Paster.

Sin Dert wir hüt natürlich von dat Pingstfest un den heiligen Geist. Hei wies'te sine Andächtigen dorup hen, dat Pingsten vaer allen Dingen ein Fest wir, wo de Minschen an unsen Herrgott sin Schöpfung er Freud hewwen füllen, un wo dat tauglik ein Fest wir, dat de Hoffnung lewig maftte. „Wenn aus langem Winterschlaf,“ säd hei, „die Natur zu neuem Leben erwacht, und in uns Alles grünt und blüht, und es über uns in den Lüften zwitschert, so denken wir an das Wort der heiligen Schrift: „Sehet die Vögel unter dem Himmel! sie säen nicht, sie ernten nicht und unser himmlischer Vater nähret sie doch.“ „Wenn der allbarmherzige Gott in seiner unendlichen Gnade und Güte,“ sett'te hei hentau, „so der unvernünftigen Thiere gedenkt, wieviel mehr wird er nicht des nach seinem Ebenbilde erschaffenen Menschen gedenken! Fassen wir daher immer von Neuem Muth, lassen wir nicht ab, zu kämpfen und zu ringen, zu sorgen und zu mühen, endlich muß uns die Krone werden!“ —

Dll Smidt satt inner sin Kur, hadd de Hän'n folgt un kof blot na de Kanzel. Hei halte den Herrn Paster de Würd förmlich ut den Mund herut, un as de Paster sin Predigt slaten hadd un de Gemein den Pingstgesang all wieder säng, denn wir em immer noch, as härte hei de Würd: „lassen wir nicht ab, zu kämpfen und zu ringen!“ — Ja, wenn Giner kämpfen ded, denn was hei dat! Leiwere Gott: Daglöchner, un denn Fru un vier Kinner, un — „endlich muß uns die Krone werden!“ Klüng em dat in't Uhr. Hei halte deip Athen, sin Entsluß stünn fast. Ja, hei wull kämpfen un ringen, mügt Gott schicken, wat hei wull, hei wull sin Schälligkeit danhn, — un dormit stimmte hei frisch un fröhlich den achten Vers an, as de annern bi den teinten uphollen deden. —

„So,“ säd Langbein, as hei von sin Reif in de Stadt taurig keem, „nu sünd sei dor! De Dllsch wull sei nich hewwen un slaut de Dör tau, as sei mi sach, ik heff aewer mit den Snabel dat Finster upickt, bin in de Stuw rinföhrt un heff de beiden Gören up dat Bedd smeten. Man gaud, dat oll Smidt grad in de Kirch wir, sünt wir't woll nich so

gaud afgahn." — „Dunnerwetter!" säd hei na 'ne Wiel, „ik blödd ja; dor heff ik mi jawoll ein Lock in de Finsterruten sieden. Giff mi doch mal ein Stück Dunner her, Lijett, wat ik mi dor upleggen kann, um dat Bland tau stillen."

Bele Johren sünd vergahn. All Langbein hett den Lohn för sine Sün'n richtig kregen. Up 'ne Reif' na Afrika fall hei mal bi neblig Weeder in dat Mittelländsche Meer gegen einen Schippsmast lopen un dod up dat Berdeck sollen sin. Sin Fru fall dorup mit einen Wittmann, den sei ut de Frömd mitbröcht hett, de olle Wohnung wedder betrocken un dat Geschäft furtsett't hewwen; siet vele Johren saelen aewer in de lütte Stadt up Pingsten kein Kinner wedder tau Welt kamen sin. Sei fall vertelt hewwen, er hadd oll Smidt tau

denn weisst Du ja of gornich, wat dor würklich Gelegenheit is, Geld dodtauslagen. Nu fat't ik also einen sünschen Gedanken! Ik kreeg min Portmanneß ut de Tsch, steek de Hundertmarkschens in de ein, un de Föstigmarkschens in de anner Sied un dampfte na — Hamburg.

Hamburg is 'ne grote Stadt un hett vele Kirchtörm, wovon de Nikolaitthorm stolz aewer de annern wegkückt, as wull hei seggen: „Süh, wenn dat Water ut de Nurdsee keem un all lang aewer jugen Kopp weggahn wir, dat kein Spiz mihr tau seihn wir, denn müßt ik mi immer noch deip bücken, wenn ik mal drinken wull."

In dissen Thorm sach ik grad tau Höcht. Dat wir de irste Pingstdag un de Lüd kemen just ut de Kirch. Mit einmal seggt einer tau mi: „Landsmann Du warst doch nich dat

twölß Johr nich seihn, dorför fall uns dat Sten un dat Glas Wien hüt Middag aewer noch mal so schön smecken."

Bald wiren wi tau Städ. „Mecklenburger Butterhandlung en gros & en détail von Wilhelm Schmidt" leste ik. „Ik wies' Di nahst dat Geschäft," säd Wilhelm, „de Laden is wegen dat Fest taumakt." „Ach, wo smeckte mi dat Sten schön!" „Dat geit Di woll ganz gaud, Wilhelm?" frög ik, as wie na Disch bi de Cigarren seten. „Danke, ik bin taufreden: „Nicht ablassen zu kämpfen und zu ringen, endlich muß uns die Krone werden!" süh, dit Wurd heff't von minen Baddern un heff mi dorna richt't, un de Segen is nich utblewen, — wenn't Geschäft so furtgeit, as dat bet hüt gahn is, denn bin ik glücklich." — „An wat maken Din Deller, un wat maken Din



Aus Linné's Jugendzeit. (Mit Text auf Seite 72.)

dull jammert, wiel hei sin lewlang för de Gören sik plagt hadd, un tau Pingsten, so hadd sei dat mit eren letzten Mann asmakt, füllen de Lüd vaer er heid Frieden hewwen. — Siet Johr un Dag is dat olle Langbeinsche Hus nu all von ein anner Door bewohnt, ik kann aewer nich seggen, ob de den Pingstkontrakt mit aewernahmen hewwen. Dat saelen aewer of gaude Lüd sin un as Grundfatz hewwen: lewen un lewen laten. —

Vaer ein poor Johr hadd ik mal tau Pingsten för ein poor schlechte Geschichten un Gedichten ein ganzen Hümpel Geld schickt kregen, und grüwelte dorup, up wecker Art dat woll am besten antaubringen wir. Erst dacht ik: jallst mal na Swan reisen, dat künn Di wegen de Bildung gaud sin; aewer nahst dacht ik wedder: süh, Swan löppt Di nich weg un

Kreienest dor haben runnehalen will'n? — „Jh, Gott bewohr!" segg ik un kiek mi den Minschen an. Dat wir ein staatschen Mann in min Deller, up den Kopp hadd hei einen Cylinder, aewer na de nigste Mod, in de Hand hadd hei ein Gesangbauk un unneren Arm 'ne junge, nette Dam. Kennen ded ik em aewer nich: „Nanu," seggt hei, „Du kennst mi nich?" „Ne," segg ik, — „aewer tauw mal, — dat Di de Dunner! wenn Du nich Wilhelm Smidt büßt, denn will ik dat Nest hüt doch noch runne halen!" „Sühst Du," lachte hei, „nu lat dat Nest aewer man sitten un kumm mit na minen Hus", ik sei Di dat an, Du büßt nich von hier, Du reist hier man dörch. — Dit is min Fru," säd hei wieder un wies'te up de junge Dam, un dit is min oll Fründ un Landsmann," un nu nennte hei minen Nam'; „wi hewwen uns in

Bräuder, un vaer allen Dingen: wat makt Din Zweschenswester Lise?" — „Vadder is siet tein Johr dod; hei hett sik redlich plagt, hett uns aewer ihrlich grot kregen, Mudder is em bald folgt, min Bräuders sünd all Kirks, de in de Welt passen un hewwen er gaudes Brod un min Swester Lise is hier in Hamburg up St. Georg an einen Handwarfer verheirath't un levt glücklich mit eren Mann." —

„Wilhelm," frog ik na drei Dag, as ik von minen Fründ un von Hamburg Abschied namm, „wo heit doch de Spruch von Dinen Baddern?" „Nicht ablassen zu kämpfen und zu ringen, endlich muß uns die Krone werden!" — „Adjüs, Wilhelm," säd ik, „bliev gesund, un den Kranz up Din Deller er Graff besorg ik."



Zonenbilder. (Mit Text auf Seite 72.)

## Des Doktors Geheimniß.

Novellette von Marie Widdern.

(Nachdruck verboten.)

„Groß alledem ist er doch ein interessanter Mann! O, Tante und ich verfiere Dich —!“ Hilda hielt plötzlich in ihrer Rede inne. Ihre Arme um den Hals der alten Dame schlingend, zu deren Füßen sie auf niederem Bänkehen saß, kam es nun zögernd über ihre Lippen:

„Wenn er käme und mich fragte, ob ich — sein, ganz sein werden wollte, würde ich keinen Moment zögern — „ja“ zu sagen.“

„Aber Hilda!“ Die alte Dame mit dem sanftesten, liebenswürdigen Gesicht, um das sich fast schneeweißes Haar rahmte, sah beinahe entsetzt in die großen, braunen Augen ihres Lieblings, dann faßte sie die feinen Händchen des jungen Mädchens und setzte liebevoll hinzu: „Nein, nein, mein Kind — das kann Dein Ernst nicht sein! Du, so frisch, so lebensvoll, mit dem frohen, unschuldsvollen Blick in das Leben, wolltest Dich einem Manne zu eigen geben, der nicht bloß den Jahren nach Dein Vater sein könnte, sondern auch nach —“

„Sondern auch nach —?“

Das junge Mädchen blickte erwartungsvoll in das Gesicht der Dame, während sie die letzten Worte derselben wiederholte.

„Tantchen, warum zögerst Du, fortzufahren? Bitte, sprich Dich nur aus, ich bin auf alle Bedenken gefaßt. Ja, ich würde mich nicht wundern, wenn — wenn Du mir jetzt sagtest, Doktor Werner Gillerstein sei ein zweiter Ritter Blaubart und seine beiden heimgegangenen Frauen wären in Amerika, von woher er gekommen — von seiner Hand aus dem Leben zum Tode befördert.“

Sie lachte dabei ihr silberhelles, liebes Lachen. Aber die Tante blieb ernst — ja, sie wurde noch ernster, als sie zuvor war.

„Davon kann natürlich nicht die Rede sein, Hilda!“ sagte sie in verweisendem Ton. „Und doch ist mir das düstere Wesen des Doktors — geradezu unheimlich. Gillerstein lebt in den glänzendsten Verhältnissen. Die ganze Stadt vergöttert ihn und trotzdem hat noch Niemand ein Lächeln auf diesem dunklen Mannesantlitz gesehen, — hörte noch Niemand ein heiteres Wort von seinen Lippen. — Still und düster, ewig in schwarzer Kleidung, geht er seinem Beruf nach, der freilich auch ein ernster ist. Aber seine Herren Kollegen zeigen trotzdem heitere Miene, nehmen doch auch jeilich Theil an der Geselligkeit der Stadt. Ich frage Dich nun, Hilda, was soll man von dem Allen denken, wenn man noch dazu in Erfahrung gebracht hat, daß Gillerstein früher der heiterste, lebensfroheste Mensch unter der Sonne war. Ich weiß, was Du mir erwidern willst, Kind! Aber Du irrst Dich! Der Doktor kann nicht so tief den Verlust seiner zweiten Frau betrauern. — Durch die Bürgermeisterin erfuhr ich manches von diesem Manne, wovon die Meisten hier in der Stadt auch nicht eine Ahnung haben. So weiß ich denn auch, daß Doktor Werner namenlos elend in seiner zweiten Ehe gewesen. Mistreß Gillerstein war eine Kokette, eine Frau ohne Herz und Gemüth, die Alles eher that, als ihrem Gatten Häuslichkeit und Leben angenehm zu machen.“

„O, man soll damals drüben in der neuen Welt, in New-Orleans, viel über Mistreß Gillerstein gesprochen haben, was den Namen ihres ehrenhaften Gatten in den Schmutz zerterte. Aber wenn die schöne Frau sich wirklich vergangen, so wurde sie auch furchtbar gestraft. Sie erkrankte an einem entsetzlichen, inneren Leiden und hat fast ein Jahr hindurch übermenschlich gelitten.“

„Und seitdem, meint die Bürgermeisterin, die Schwester Werner Gillerstein's, ist der Doktor so verändert?“ fragte das junge Mädchen. „Nun, so ist das Räthsel ja gelöst, Tantchen,“ setzte sie dann hinzu. „Oh, ich meine, ein ganzes Jahr hindurch solch ein Leiden mit ansehen zu müssen, kann wohl einen gewissen Einfluß auf den Charakter des Menschen üben. Ueberdies —“

Mit einem leisen Schrei hatte sich Hilda unterbrochen und war wie elektrisirt von ihrem Bänkehen in die Höhe geschnellt. „Wenn man vom Wolf spricht, ist er nicht fern,“ flüsterte sie tief erröthend. „Tante, hast Du ihn gesehen?“ setzte sie mit fliegendem Athem hinzu. „Nicht? O, Doktor Gillerstein ging ja eben an unserem Fenster vorüber! Mein Gott, wenn er zu uns käme! Gestern sagte mir ja Bürgermeister Glise, ihr Onkel sei im Laufe des vergangenen Tages von seiner Erholungsreise zurückgekehrt und habe Dir Grüße von Deinem Bruder, dem Major, mitgebracht, den er in Baden-Baden kennen gelernt.“

„Ach — wirklich — und da klingelt es schon! Tante, bitte, bitte, öffne Du — Hanna ist ja Einkäufe machen gegangen und ich — ich bin so aufgeregert, daß ich mich garnicht diesem Gaste gegenüber zu benehmen wüßte.“

Damit stürzte das junge Mädchen auch schon aus dem Gemach nach ihrem eigenen Stübchen, während die Tante kopfschüttelnd ging, um dem Doktor zu öffnen.

Werner Gillerstein war der alten Dame lange nicht mehr unbekannt. In der Häuslichkeit seiner Schwester, der verwittweten Bürgermeister Steffen, hatte auch Hilda's Tante, die Professorin Günther, den vielbesprochenen Mann mehrfach gesehen und gesprochen, als er nach dem Tode seiner zweiten Frau wieder nach Europa zurückgekehrt war und sich in der Provinzialstadt als praktischer Arzt niedergelassen, dessen Oberhaupt der verstorbenen Gatte seiner Schwester gewesen.

Zu seiner kühlen, unnahbaren Weise betrat Werner Gillerstein das Gemach, aus dem sich hoben die frische, junge Mädchenblüthe geblühtet. Jetzt saß er der Professorin gegenüber und sprach ihr von seiner Bekanntschaft mit dem Major — bestellte auch die Grüße desselben und berichtete, daß der alte, pensionirte Militär beabsichtige, innerhalb weniger Wochen seiner Schwester einen Besuch abzustatten.

„O, das freut mich!“ rief die Professorin lebhaft und setzte dann hinzu: „Aber wie fanden Sie meinen Bruder? Sieht er noch immer wohl und frisch aus und hat er sich sein heiteres Temperament bewahrt?“

Der Doktor neigte den dunklen Kopf; das bleiche, von einem schwarzen, prachtvollen Vollbart umrahmte Gesicht, das wie aus Stein gemeißelt schien, blieb auch vollständig bewegungslos, als er erwiderte:

„Ich bedauere sehr, diese Fragen verneinen zu müssen, gnädige Frau! Lernte ich doch in Ihrem Herrn Bruder nur einen gebeugten, ersten Mann kennen. Was Wunder auch? Sie wissen ja, was er gelitten durch die jahrelange Krankheit seiner einzigen Tochter.“

Die Professorin nickte. „Ja, ja,“ sagte sie dann leise. Ein schmerzlicher Seufzer hob ihre Brust, als sie zögernd hinzusetzte: „Man hat mir auch erzählt, daß die arme Anna, meine liebe, unglückliche Nichte, mehrmals versucht haben soll, sich das Leben zu nehmen, um ihren Schmerzen ein Ende zu machen. Hörten Sie auch davon, Herr Doktor?“

Es war merkwürdig, welchen Eindruck die letzten Worte der Dame auf den Mann ihr gegenüber machten. Er zuckte zusammen und sein eben noch so bleiches Gesicht zeigte sich wie mit Blut übergossen. Dann aber war er wieder Herr über sich selbst.

„Ihr Herr Bruder hat mich vollständig in sein Vertrauen gezogen,“ erwiderte er mit Nachdruck. „Er gestand mir auch, daß er selbst es für eine Grausamkeit angesehen habe, wie man die Aermste wieder in das Leben zurückrief, zu den alten, furchtbaren Schmerzen, denen nur der Tod Abhülfe bringen konnte.“

„Herr Doktor!“ Die Professorin erhob abwehrend ihre Hände: „das sagte mein Bruder? — Ist es möglich? Kann er, der von einer so frommen Mutter erzogen worden, den Selbstmord sanktioniren?“

„Er sanktionirte ihn wohl nicht, gnädige Frau; als er diesen Fall entschuldigte, begriff er ihn nur. Möge Niemand einen Stein werfen auf so ein unglückseliges Geschöpf,“ setzte Gillerstein dann lebhafter hinzu, „das nicht mehr die Kraft besitzt, zu tragen, was ihm auferlegt worden. O, Frau Professorin, Sie wissen es nicht, was es heißt: „Leben müssen und doch nicht leben können!“

Wie eigenthümlich erregt Gillerstein jetzt nur aussah! Wie es in seinem, an sich so schönen Gesicht zuckte, während er so sprach.

Die Professorin sah ihm von der Seite forschend in das blasse Antlitz. Wieder kam ihr dabei die Frage in den Sinn: „Welch ein düsteres, furchtbares Geheimniß bedrückt nur die Seele dieses Mannes?“ Und dann dachte sie mit Schrecken, fast mit Todesangst im Herzen: „O Gott, und gerade ihn liebt mein heiteres, holdes Nichte, dieses junge, liebreizende Geschöpf, das noch kaum weiß, was Unrecht und Sünde!“ —

Gerade zwischen diese trübseligen Reflexionen hinein öffnete sich die Thür. Die graziose Gestalt des jungen Mädchens wurde sichtbar und verneigte sich mit angeborener, entzückender Anmuth vor dem düsteren Gast.

Zum ersten Mal glitt jetzt ein freudiger Ausdruck über das Gesicht des Arztes. Aber so schnell, wie er gekommen, verschwand er auch wieder. Wie er Hilda dann seine Hand reichte und sie begrüßte, da war er wieder der düstere Doktor Werner Gillerstein, als welcher die Stadt ihn nur kannte. Und doch — und doch — seine großen, klugen Augen blickten ganz anders und seine Stimme klang weich, als er das junge Mädchen fragte, wie es ihm ergangen in den vier Wochen, welche er verweist gewesen.

Hilda war sonst eine recht weltgewandte, junge Dame. Sie kam sehr viel in Gesellschaften und wußte sich auch mit den gelehrtesten Männern zu unterhalten. Heute — hier — dem Doktor gegenüber, zeigte sie sich aber schüchtern und besangen. Und Werner las in der Seele des holden Mädchens, wie er schon lange gelesen, aber nur ein schmerzvolles Zucken flog durch seine edlen Züge.

Hilda hatte sich inzwischen so weit gefaßt, um ihm ihre Antwort zu geben. Bald war man wieder in der besten Unterhaltung, bis die Stuhluhr auf der Spiegelkonsole schlug und der Doktor betroffen aufsprang.

„Es ist spät geworden und die höchste Zeit für mich, daß ich zu meinen Patienten in das Krankenhaus gehe!“ rief er. Damit hatte er sich auch schon erhoben. Dann empfahl er sich den Damen und bald war die Professorin wieder allein mit dem blonden Nichte. Aber sonderbar! Mit keinem Worte erwähnte weder die alte Dame, noch das junge Mädchen Gillerstein's jetzt. Vielleicht zum ersten Mal, seitdem Hilda, nach dem Tode ihrer Eltern, eine zweite Heimath im Hause der geliebten Tante gefunden, lag eine gewisse Bekommenheit auf dem Verkehre der beiden Damen. Entschieden kam es ihnen da wie eine Erlösung, als die Magd von ihrem Ausgange zurückkehrte und, wie ihr beauftragt worden, eine alte, blinde Frau mitgebracht hatte, die von

der Professorin unterstützt wurde. Auch heute erhielt die brave, unglückliche Person eine ganze Serie kleiner Gaben: abgelegte Kleidungsstücke und Wäsche, auch Lebensmittel, wie Kaffee, Grütze und Graupen.

„Ach, ist das ein glücklicher Tag!“ meinte die alte Person dann auch mit Freudenthränen in den lichtlosen Augen. „Denken Sie sich nur, Frau Professor — am Morgen, schon in aller Frühe, war Doktor Gillerstein bei mir. Sie wissen doch, er hat mich in meiner letzten schweren Krankheit behandelt und unterstützt mich seitdem. Auch heute hat er mir wieder ein hübsches Geldgeschenk gemacht und sprach so lieb und gut zu mir, als wenn ich nicht das armelige Weib wäre, sondern eine vornehme Dame. Dafür möge ihn der liebe Gott denn aber auch viel tausendmal segnen.“

Hilda hatte einen strahlenden Blick zu der Tante hinübergeworfen. Die aber zog die Augenbrauen zusammen und brachte das Gespräch in eine andere Bahn. — — —

Drei Monate waren seit dieser Stunde vergangen! Zwischen der Hilda, wie wir sie kennen gelernt und der, als welcher wir sie heute wiedersehen, war kaum noch eine Ähnlichkeit. Bleich und still schlich das junge Mädchen, welches früher wie die personifizierte Lebenslust erschien, im Hause umher. Niemand sah mehr ein Lächeln auf ihren Lippen. Niemand hörte sie mehr scherzen, wie früher. Aber nur die Professorin wußte, was diese Veränderung bewirkt. Nur ihr war es bekannt, daß Hilda liebte und sich innerlich verzehrte, weil der Mann, dem ihre junge, unschuldige Seele angehörte, plötzlich allen Verkehr mit ihr abgebrochen. Und das noch dazu, nachdem er ihr einmal fast unbewußt verrathen, daß auch sie ihm theuer sei. Ja, Werner Gillerstein mied nicht bloß das Haus der Professorin — er ging selbst auch nicht mehr zu seiner eigenen Schwester, weil er wußte, Hilda besuchte die junge Nichte. —

Was sollte das heißen? Hatte der ernste, düstere Mann das unschuldige Mädchen verspotten wollen? Es war kaum denkbar. Und doch mußte Hilda es glauben, und weil sie es glaubte, verlegte die Lebenslust, die Lebensfreude in ihr, begann sie auch zu kränkeln.

Wie gebrochen sah sie auch heute wieder auf ihrem Stuhl in der Fensternische und starrte vor sich hin. Die Handarbeit lag unberührt im Schoß. Sie mochte auch nicht lesen, wie die Tante ihr gerathen.

Mit Schmerz und tiefem Kummer schauten die Augen der Professorin auf das Zimmerbild ihr gegenüber. Sie hatte es seiner Zeit „gefürchtet“, daß der Doktor sich um ihren Liebling bewerben würde. Jetzt „sehnte“ sie ihn herbei mit tausend glühenden Wünschen. Und weil er immer nicht kam, nicht kommen wollte, um das erlösende Wort zu sprechen, war es heute in der Seele der geängsteten Frau zu einem verzweifelten Entschluß gekommen. Plötzlich erhob sie sich denn auch, sie sah flüchtig nach der Uhr. Dann legte sie ihre Arme um Hilda's Hals und sagte:

„Ich habe einen kleinen Geschäftsgang zu machen, mein Liebling! Laß Dir die Zeit nicht lang werden inzwischen!“

Das junge Mädchen schaute gleichgültig in das kummervolle Gesicht der alten Dame: „Geh' nur Tantenchen,“ erwiderte sie matt. . .

Und sie ging — so schwer — so unendlich schwer es ihr auch wurde: Sie ging zu dem Mann, den sie zuerst so energisch verschmäht hatte für ihren Liebling, um ihn jetzt zu bitten — flehentlich zu bitten — das Leben des armen Kindes zu retten — zu retten durch seine Liebe.

Tief ergriffen hörte der Doktor den Worten der alten Dame zu. Seine Hände bebten, als

er dann die Rechte ergriff, die sich ihm in Todesangst entgegenstreckte:

„Ich bin in einer Stunde bei Ihnen, Frau Professorin,“ sagte er. „Lassen Sie mich dann ungestört mit der Armen reden. Ich glaube,“ setzte er hinzu und ein grenzenloses Weh zuckte in seinen Augen, „sie wird es dann sein, die meine Liebe zurückstößt.“ — — —

„Hilda, arme kleine Hilda!“

Der große dunkle Mann war in die Kniee gesunken vor dem bleichen Mädchen, das doch mit einem Jubellaut sein Kommen begrüßte. Es war in der Dämmerstunde — in jenem traulichen Halbdunkel, das jedes Geständniß so merklich erleichtert. Die Professorin hatte das Paar allein gelassen, und während der Doktor nach Worten suchte, um der — die auch seine Seele liebte — sein Geheimniß zu offenbaren, lag die Professorin in ihrem Schlafzimmer auf dem Sopha und betete zu Gott, er möchte Hilda in seinen Schutz nehmen, Glück und Segen über das junge, unschuldige Herz ausgießen.

„Sie zürnen mir, armes Kind, nicht wahr?“ sagte Werner endlich. „Sie zürnen mir, daß ich nicht gekommen, nachdem ich Ihnen verrathen, wie theuer Sie mir sind, um mir diese kleine Hand für das Leben auszubitten.“

„D, nein, nein! — Nun sind Sie ja auch da — und nun ist Alles wieder gut!“ erwiderte Hilda. „Freilich, gehärmt habe ich mich und es bedrückte mich der Gedanke, daß Sie nur meiner gespottet hätten. Ich sagte mir auch, wie Sie mich ja auch nicht lieben könnten — daß ich viel — viel zu unbedeutend für Sie sei. Aber — mein Herz hing doch so an Ihnen — ich liebte Sie aus Grund der Seele!“

„Erbarmen, Hilda, Erbarmen,“ stöhnte der Doktor. Dann richtete er sich plötzlich auf, und einen Stuhl neben den des jungen Mädchens rückend, fragte er mit vibrierender Stimme:

„Hilda, bei Allem, was mir heilig ist, schwöre ich Ihnen, daß ich keinen innigeren, schuldlicheren Wunsch kenne, als Sie mein, ganz mein zu nennen. Und doch scheute ich mich, die Hand nach Ihnen auszustrecken — Hilda, meine Seele trägt ja so schwer an einem Geheimniß, welches sich — meiner Ansicht nach, zwischen uns drängt. Aber Sie sollen entscheiden: In Ihre Hand lege ich unser Geschick. Hilda, wollen Sie mich hören?“

Sie nickte, aber ihr kleines Gesichtchen war noch bleicher geworden. Man las deutlich die Frage in den unschuldigen Zügen: „Was wird er nur zu sagen haben?“

„Hilda — Sie wissen, ich war zweimal vermählt. Meine erste Frau, die ich aus Europa mitgenommen, heirathete ich aus Mitleid. Sie war mir verwandt und stand allein in der Welt. Die zweite — glaubte ich zu lieben. Sarah war blendend schön, geistreich und von hinreißender Lebenswürdigkeit. Aber sie war auch herzlos und leichtsinnig — eine Kokette, die sich nicht davor scheute, ein frevelhaftes Spiel mit der Ehre ihres Mannes zu treiben. — Ich wollte mich von ihr trennen, da erkrankte sie plötzlich, und mit dem Blick des Arztes erkannte ich sofort, daß hier keine Hilfe möglich; wie der Tod wenn auch nach langem, schmerzvollem Leiden — eintreten mußte. So stieß ich die Leichtsinnsige nicht aus meinem Hause — umgab sie vielmehr mit allen Bequemlichkeiten, aller Pflege, die ihr Leiden erwünscht machten. —

Monate lag sie so in den entsetzlichsten Schmerzen auf dem Krankenlager. Sie fand trotz allen narkotischen Mitteln keinen Schlaf mehr und was sie leiden mußte, war unbeschreiblich. Zweimal hatte ihre Pflegerin sie daran verhindert, sich durch Erhängen den

Tod zu geben und — mich hat sie wiederholt, in jeder Minute, in welcher ich mit ihr allein war, ihren Qualen ein Ende zu machen und ihr Gift zu geben. Hilda — ich habe mich standhaft gegen dieses Ansuchen gewehrt — aber als die Leiden der Unglücklichen, mit der ich mich lange verjöhnt hatte, den Höhepunkt erreichten, als sie sich aus dem Fenster stürzen wollte, um auf die Weise ein Dasein zu beenden, das sich so entsetzlich nur noch wochenlang hinschleppen konnte — da — da konnte ich nicht anders, als — ihren flehentlichen Bitten nachzukommen. Ich wählte ein vegetabilisches Gift, das sie schmerzlos von diesem Leben erlöste.

Aber als ich dann ihren letzten Athemzug hörte, faßte mich eine glühende Reue — „Mörder — ich bin doch ihr Mörder!“ gellte es in meiner Seele und — ich stellte mich selbst dem Gericht! Aber man sprach mich frei — die glühende Beredsamkeit meines Vertheidigers rettete mich — und das Volk trug mich auf seinen Schultern nach Hause. — Aber es duldete mich trotzdem nicht mehr in New-Orleans — duldete mich nicht mehr auf amerikanischem Boden. Ich schiffte mich ein und erreichte auch in kurzer, gefahrloser Reise Europa — Deutschland und den Ort, wo ich meine verwittwete Schwester wußte. Dort ließ ich mich nieder, nachdem ich mir die Erlaubniß erworben, auch in Deutschland wieder als praktischer Arzt zu fungiren.

Aber das Uebrige wissen Sie ja, Hilda. Und nun stoßen Sie mich von sich — sagen Sie mir, daß Sie nichts gemein haben wollen mit dem —

„Nicht das entsetzliche Wort,“ rief da aber das junge Mädchen ausschlagend. Dann legte sich ihr Arm um den Hals des Tiefunglücklichen: „Ich soll entscheiden,“ hauchte sie, während ein Engelslächeln um die bleichen Lippen zuckte. „Ich? — D, Werner, Werner! Sieb mir Gelegenheit, daß ich durch treue, hingebende Liebe Dich vergeffen lasse, was Du gelitten. Werner, nicht Entsetzen hat Deine Erzählung in mir erregt — sondern inniges Erbarmen mit Dir und der armen Sünderin.“

„Hilda — sprichst Du die Wahrheit? — Willst Du mir wirklich vertrauen? — Hilda — und wenn nun der Zufall auch mein furchtbares Geheimniß hier unter die Leute brächte?“

„So würde ich jedem Gerede die Stirn bieten, Werner!“

„Hilda — meine Hilda!“

Er hatte sie leidenschaftlich umschlungen — er küßte ihre Augen — ihre Stirn — ihr Haar —

Da rauschte es leise an der Portiere zum Nebenzimmer. Das blasse, verweinte Gesicht der Tante erschien zwischen den Falten:

„Ich habe der Versuchung nicht widerstehen können, Herr Doktor,“ sagte sie, „und hörte so Alles — aber —“

„Aber,“ flüsterte er, und die Angst sprach aus jeder seiner Mienen, daß die Professorin es nun sein würde, die sich zwischen ihn und sein Glück stellte.

„Aber ich segne trotzdem das Herzensbündniß meiner Hilda und hege die aufrichtigste Theilnahme für Sie — — —“

Nach einem halben Jahre feierte Hilda ihre Vermählung mit dem Doktor. Sie haben es Beide auch nie bereut, ihr Geschick an einander gebunden zu haben. Und als nach einem Jahr ein Ungefahr das Geheimniß des Doktors an den Tag brachte — da hatte die überraschende Kunde doch nicht die gefürchtete Wirkung. Im Gegentheil — die aufrichtigste Theilnahme wurde dem Manne entgegengebracht, der so schwer gelitten.

**Adolf Willbrandt**, dessen Portratt wir auf Seite 65 bringen, ist einer der fruchtbarsten und beliebtesten Dichter der Gegenwart. Sein Drama „*Arria und Messalina*“ gehört zu dem Besten, was in diesem Genre geschaffen. Willbrandt ist am 24. August 1837 zu Rostock geboren und seit dem Jahre 1881 Direktor des Wiener Hofburgtheaters.

**Aus Linné's Jugendzeit.** Wir bringen heute unseren Lesern auf Seite 68 einen meisterhaft ausgeführten Holzschnitt nach dem Gemälde des berühmten Genremalers C. Mour. Es stellt einen Jüngling dar, der unter Blumen eingeschlafen ist. Botanikrapsel, Hut und Pflanzensieder liegen, flüchtig abgeworfen, auf der Erde, und kennzeichnen zur Genüge, daß wir es hier mit keinem sentimentalen Blumenschwärmer, sondern mit einer ernst strebenden, wissenschaftlich forschenden Natur zu thun haben. Es ist ein junger Botaniker, der Naturforscher Karl Linné, der, von einer Erkränkung heimgekehrt, in der Betrachtung seiner Fundobjekte der Müdigkeit und Erschöpfung erlag. — Wer kennt nicht das L, welches hinter den Thier- und Pflanzennamen in Lehrbüchern oder in botanischen und zoologischen Gärten gang und gäbe ist! Karl Linné (so ist der Name und nicht Linné) wurde am 23. Mai 1707 zu Rasmhult in Schweden geboren, wofolbst sein Vater als Pfarrer lebte. Schon als Knabe verrieth Karl eine besondere Liebhaberei für die Blumen und ein außerordentliches Talent für die Unterschiebung der Blüthen. Er sollte Geistlicher werden, doch zog ihn seine Vorliebe für die Blumen so von seinem Studium ab, daß, als er 1724 seine Promotionsprüfung bestehen sollte, er glänzend durchfiel. Der Rath der Lehrer selbst ging dahin, der Vater solle ihn ein Handwerk erlernen lassen, und dieser wollte ihn zu einem Schuhmacher in die Lehre geben. Doch wurde er vor diesem Schicksale durch einen Arzt Johann Rottmann bewahrt, der sich, die bereinstige Größe des Jünglings prophetisch voraus sagend, seiner warm annahm. Karl fand bei diesem Alles, was sein Herz sich nur wünschte, und er benutzte die Gelegenheit zu seiner Auszubildung nun mit allem Fleiße. Zwanzig Jahre alt bezog er die Universität Lund und fand hier in dem Professor Stobäus einen neuen Mentor. Nach Verlauf eines Jahres ging er nach Upsala. Hier faßte Linné zuerst den Gedanken, die Pflanzenwelt nach einem neuen System zu ordnen, das bisher auf Größe und Form der Blumenblätter basirte. Im Jahre 1733 erschien endlich auf einem Druckbogen das Linné'sche System. Zwei Jahre später, nachdem er in Holland Fachstudien gemacht hatte, erwarb er sich den Dokortitel und zwar als Arzt. Hier schrieb er nun sein bahnbrechendes Werk: *Systema naturae* etc., eine vollständige Reform für die Naturwissenschaften. 1738 nach Stockholm zurückgekehrt, wurde Linné endlich, trotz vieler Anfeindungen, erster Präsident der bald darauf gegründeten Akademie der Wissenschaften daselbst, ging dann aber nach Upsala, wo er einen Lehrstuhl für Botanik erhielt. Er starb am 10. Januar 1778.

### Homonym.

Es schiebt den Tod in's Feindesherz,  
Zum Wasser beugt sich's niederwärts.  
Man gräbt Erinnerungen ein  
Bald in Papier und bald in Stein.  
Der Wand'rer weicht ihm aus auf Wegen,  
Er stirbt, sobald vertraucht der Regen.  
Auflösung folgt in nächster Nummer.

### Charade.

Wer mischte nicht zum großen Strom von  
Thränen,  
Den je die Erde trank, die seinen bei?  
Ob Alle wohl sich nach dem Hafen sehnen,  
Bom dunklen ersten Paar lebt keiner frei;  
Auch er nicht, den sein Liebchen du hörst blasen  
Dort auf dem zweiten Paar, wo Lämmer grasen.

Des tiefsten Schmerzes Bild, siehst du das Ganze  
An Gräbern aufgelösten Haars' stehn,  
Und doch fühlst du im stillen Abendglanze  
Den milden Trost aus seinen Locken weh'n:  
Die du beweineest, deine Lieben alle,  
Siehst wieder du in lichter Sternenhalle.  
Auflösung folgt in nächster Nummer.



## Buntes Allerlei.

### Vortheilhaft.



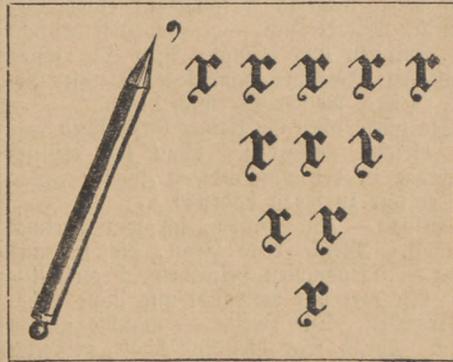
„Mein Vater schiebt mich, ich soll Ihnen die Schuld von 20 Mark bezahlen.“

„Dein Vater schuldet mir doch aber 40 Mark!“

„Ja, Vater meint, Kinder zahlen überall die Hälfte!“

**Eine Falle.** Ein Bauer kommt zu einem Advokaten, trägt ihm einen Streitfall vor und fragt ihn dann, ob er den Prozeß annehmen und gewinnen könne. — Advokat: „Ja natürlich — den Prozeß nehme ich an, der wird gewonnen!“ — Bauer: „Also meint der Herr wirklich, der Prozeß müßte gewonnen sein?“ — Advokat: „Unbedingt, ich stehe dafür ein.“ — Bauer: „Ja — wissen Sie, da will ich es doch bleiben lassen, zu klagen — denn ich habe Ihnen den Prozeß von meinem Gegner erzählt.“

### Rebus.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

### Scherzaufgabe.

Welcher Biß ist nicht gefährlich?

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung der Scherzaufgabe aus voriger Nummer:  
Der Feldherr.

Auflösung des Rebus aus voriger Nummer:  
Wachtparade.

**Jouenbilder.** Die Landschaften unseres Bildes auf Seite 69 gehören mit einer einzigen Ausnahme dem Boden von Europa an. Die am Fuß ist typisch für Deutschland; in der Mitte verkündigt der Grindelwaldgletscher das Hochgebirge der Schweiz. Daran lehnt sich links ein Stück norwegischer Küste, rechts eine Gebirgsgegend aus dem Kaukasus, womit nach Asien hinübergegriffen wird. Zu oberst breitet sich rechts vor unserem Auge eine italienische Landschaft von entzückender Schönheit aus, während sich links dem Beschauer eine Gegend Spaniens darbietet.

**Oyobeldoc.** Lehrer: „Was ist Oyobeldoc?“ — Schüler: „Wenn man Kreuzschmerzen hat.“

**Nicht hoffähig.** Vor einiger Zeit heirathete in Lissabon der reiche portugiesische Grundbesitzer Juan Menaro ein sehr schönes, aber armes Mädchen aus einer alten aristokratischen Familie. Es fand ein Ball bei Hofe statt. Zu demselben erhielt nun Madame Menaro, geborene Gräfin R., eine Einladung; ihr Gatte, der bürgerliche Herr Menaro, dagegen blieb gänzlich unberücksichtigt. Juan Menaro bat nun seine Frau, am Abende des Hofballes zu Hause zu bleiben, da sie doch unmöglich den Ball allein besuchen könne. Aber die junge Frau beharrte auf ihrem Wunsche, die Reichthümer ihres Gatten in Gestalt einer glänzenden Toilette und verschiedener Perlen-Colliers und Diademe bei Hofe zur Schau zu tragen; sie lehnte daher die Bitte ihres Gemahls ab und ging allein auf den Hofball, wo ihre Schönheit und ihre Toilette allgemein bewundert wurden. Gegen Mitternacht kam sie nach Hause; allein Haushor und Hausthür blieben trotz wiederholten Pochen und Läutens verschlossen. Frau Menaro fuhr nun zu einer verwandten Dame, um bei ihr zu übernachten. Diese empfing sie sofort und überreichte ihr ein Billet ihres Gatten Menaro, worin dieser schrieb: „Madame! Ich bin bei unserem König nicht hoffähig; in meinem Hause bin ich Herrscher und bei mir sind Sie nicht hoffähig. Ich vermache Ihnen eine Rente von 200 000 Frs. jährlich und sage Ihnen auf ewig Lebewohl!“ Am nächsten Morgen erfuhr ganz Lissabon, daß die auf dem Hofball bewunderte Frau Menaro mit einem Federstrich — *Ex Millionärin* geworden ist.

### Hauswirthschaftliches.

**Fensterkitt zu erweichen.** Wenn der Kitt, mit welchem die Gläser die Fensterheiben einzukitten pflegen und der bekanntlich aus Kreide und Leinölfrüh besteht, völlig hart geworden ist, so läßt er sich nur mit Hülfe eines Meißels und Hammers ablösen. Es tritt nun öfters der Fall ein, daß große Glas tafeln, Spiegelglas und dergl. wegen Reparatur des hölzernen Rahmes oder anderer Ursachen abgelöst werden sollen, und wenn dies mit Meißel und Hammer geschieht, so zerbrechen die Gläser entweder ganz oder werden beschädigt. Es ist daher viel angemessener, den Kitt zu erweichen, damit er mit Leichtigkeit weggenommen werden könne. Dies geschieht am einfachsten mit Aetzkali. Zu dem Ende nimmt man gute Potasche, zerreibt sie zu Pulver und mengt sie mit ebenso viel frisch gebranntem Kalk, den man durch Besprengen mit Wasser zu Pulver zerfallen ließ. Dieses wird hierauf noch mit etwas Wasser zu einem Brei angerührt und mit demselben der Kitt zu wiederholten Malen überdeckt oder bestrichen, bis er genugsam erweicht ist. Damit aber der Brei nicht zu schnell wieder trocknet, vermischt man ihn mit etwas schwarzer Seife (Schmierseife).

### Räthsel.

Wenn man die dicke Madame auf die Haut haut,  
So wird sie mit derben Hornes Laut laut  
Sehr empfindlich, obgleich sie metallenen Rod  
trägt,  
Und obgleich sie ein weich unvundener Stod  
schlägt.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung der Räthsel aus voriger Nummer:  
Stuhl, Suhl. — Titelkupfer. — Portrait.

Alle Rechte vorbehalten.

Rebirt. gedruckt und herausgegeben von  
F. Schwerin's Verlag, H. G., in Berlin W.,  
Weberstraße 22.